

(25. Fortsetzung.)

„Dann beruft Euch nur auf uns hier im Dorfe, Müller“, beruhigte ihn der Schulze. „Ihr habt an dem faulen Strich gethan, was kein Anderer gethan hätte, und braucht Euch wahrhaftig keine Gewissensbisse darüber zu machen. Jetzt wollen wir indeffen einmal die Gemeinde aufbieten und sehen, ob wir nicht herausbekommen können, was aus ihm geworden ist. Weit kann er auf keinen Fall gestern mehr gelaufen sein, und ist ihm ein Unglück passiert, so müssen wir ihn ganz in der Nähe finden.“

Die Gemeinde wurde zusammengerufen; als Sammelplatz gab es natürlich keinen andern und passenderen Ort, als den Krug, und hier füllte sich indeffen auch die Gaststube mehr und mehr mit eintreffenden und eifrig debattirenden Bauern. Sobald die Gemeindevollständig war, wollte man ausreden. Der hatte aber noch dies, Jener das zu Hause zu thun; Andere waren auf dem Felde draußen und mußten erst heringeht werden, und die Leute im Wirthshause konnten indeffen ihre Zeit nicht besser verwenden, als daß sie Bier tranken und ihre Pfeifen in Brand hielten.

Das Gespräch drehte sich dabei natürlich ausschließlich um den „faulen Tobias“, sein früheres und sein jetziges Leben, seine guten und seine bösen Seiten, und man kam, trotz aller seinen Fehlern, doch zu dem Resultat, daß man wünschte, es möchte ihm kein Unglück geschehen sein. — Im Stillen hoffte freilich doch ein Jeder, daß er nicht wieder zum Vorschein käme, denn er war in der letzten Zeit dem Dorfe eine Last geworden.

Eine volle Stunde war mit solchen Vorbereitungen vergangen, und noch immer fehlten Einige. Der Schulze aber erklärte, daß sie jetzt nicht länger warten könnten, rief die Leute in der Stube zusammen und wollte sie eben einheilen, wie sie nach verschiedenen Richtungen hin ausgingen und ihnen angewiesene Districte absuchen sollten, als der Verwalter in die Stube trat. „Hört einmal, Ihr Leute“, redete dieser die Bauern an, „wie mir eben der Gottlieb sagt, vermisst Ihr den Müllers-Tobias seit gestern. Ist dem so?“

„Ja, Herr Verwalter“, sagte der Schulze, „wir wollen eben fort und ihn suchen.“

„Dann geht vor allen Dingen einmal am Bache hinauf“, sagte der Verwalter. „Ihr wißt, dort, wo das Wasser die scharfe Biegung macht und die beiden Steine stehen, auf denen früher einmal eine hölzerne Bant lag.“

„Ist er dort?“ riefen Einige durcheinander.

„Das weiß ich nicht“, sagte der Verwalter, „aber wie ich gestern Abends dort hinausging, um nach den Kopfweiden zu sehen, fand ich nicht weit vom Ufer einen alten Hut, der recht gut dem Tobias gehört haben kann. Ich habe allerdings weiter nichts von ihm gesehen und mich gestern Abend, an keinen Unfall denkend, auch nicht länger dort aufgehalten, denn das Wetter war mir zu schlecht; aber ich fürchte fast, wenn ihm irgend etwas zugefallen ist, war's an der Stelle. Ist's Euch recht, gehe ich mit, und finden wir dort nichts, so könnt Ihr Euch ja nachher noch immer eintheilen und die Nachbarschaft ordentlich absuchen.“

Gegen den Vorschlag ließ sich nichts einwenden; gab er ihnen doch auch ein bestimmtes Ziel, und die ganze Schaar brach lärmend auf, den bezeichneten und nicht sehr entfernten Platz, den sie Alle recht gut kannten, sobald als möglich zu erreichen. Wie sie vor das Wirthshaus kamen, saßen sie einen fremden Herrn, der allein den Weg zum Gute einschlug.

„Wer ist das, Verwalter?“ fragte dieser den Schulze.

„Ich weiß es nicht“, lautete die Antwort. „Jedenfalls ein Fremder, der den Baron zu sprechen wünscht — da kommt er aber zu spät, denn der ist heute Morgen verstorben.“

„Vielleicht ein Bekannter von der Herrschaft?“

„Er ist vor etwa einer Stunde aus dem Lande unten heraufgekommen“, sagte einer der Bauern, „mich auch wohl etwas hier im Orte zu thun haben, denn sein Kutscher sagt, daß er einen Tag hier bleiben wolle.“

„Dann müßte er aber ja unserem Herrn begegnen sein!“

„Vielleicht ein Getreidehändler — die reisen jetzt im ganzen Lande umher, das liebe Gut anzukaufen, und wenn sie's uns um einen Spottpreis abgeschafft haben, machen sie nachher ihre eigenen Preise und treiben's in die Million auf.“

Aber die Leute hatten jetzt andere Dinge im Kopfe, als sich diesen über den Fremden zu zerbrechen. Rechtsab bogen sie von der Straße, dem Wirthshaus aufwärts folgend, und während ein jeder der jüngeren Burschen lange Stangen mit Haken trugen, den

Wach damit auszufüllen, liefen andere voraus, um den Hut wieder zu finden und sich damit der genauen Stelle zu versichern, in deren Nachbarschaft sie den armen Teufel vielleicht doch noch auf trockenem Boden antreffen konnten.

Mit dem Gute hatte es indeffen einige Schwierigkeit. Der in der letzten Nacht ziemlich dicht gefallene Schnee deckte Alles mit seiner weichen, ausgleichenden Masse, und so genau konnte der alte Verwalter die Stelle ebenfalls nicht angeben, denn er erinnerte sich nur ungefähr des Platzes. Während aber Einige am Ufer auf- und abließen und jeden Baum untersuchten, klopfen Andere auf jede kleine Erhöhung im Schnee und studierten sie auf, bis sie endlich den alten Hut fanden. Er wurde von dem Müller augenblicklich als Tobias' Eigenthum anerkannt, und die Arbeiter begangen jetzt den Bach abwärts von dort mit den Stangen nachzufuchen. Leider bewährte sich hier, was der Müller gleich von Anfang an geäußert, Gleich wo sie begannen, und der Stelle genau gegenüber, an welcher der Hut gelegen, trafen die eingeworfenen Stangen auf die Leiche, die von einem Gegenstande unter Wasser festgehalten wurde. Man mußte sie mit einiger Gewalt an's Ufer ziehen, und dabei hob sich ein alter Weidenast mit aus dem Wasser, der sich fest in den Rock des Unglücklichen verwickelt hatte. Die Ursache seines Todes war deshalb auch Allen klar; er mußte, jedenfalls im Trunke, hier den Weg verfehlt haben und in das Wasser hineingekullert sein, dessen Ufer er doch wohl wieder erreicht hätte, wenn ihn eben nicht der jähe, elstische Zweig daran verhinert hätte. Ueberdies seiner Sinne nicht mächtig und mit dem geschwächten Körper, ließ es sich leicht erklären, daß er selbst in dem schmalen und eben nicht tiefen Bache ertrinken konnte.

Die Männer hoben die Leiche schweigend auf's Trockene, und einige der mitgebrachten Seile quer zwischen die beiden Stangen bindend, machten sie eine Art von Bahre daraus, auf der sie den alten Tobias in's Dorf und in die Mühle hinabtrugen.

24.

Georgine war angekleidet und sah über einen Brief brütend, in ihrer Stube, deren Kiesel sie vorgeschoben hatte. Wieder und wieder las sie das Schreiben durch, und dann, als ob ihr der Inhalt keine Ruhe lasse, sprang sie auf und ging mit festverschrankten Armen und raschen Schritten in dem Gemache auf und ab.

„Und wer könnte mich tadeln, wenn ich meinem Willen folgte?“ murmelte sie dabei leise vor sich hin. „Liebi das gefangene Thier nicht seine Freiheit und sucht sie wieder zu erlangen, wie viel mehr denn der Mensch, dem die Natur nicht umsonst den tüchtigen Geist gegeben! — Und bin ich weniger als eine Gefangene in diesem dicken, abgelegenen Hause, das ich nur wie der an einen Faden gebundene Vogel verlassene darf, um hierher zurückzukehren, wenn es meinem Herrn gefällt, mich wieder an dem Faden einzuziehen?“

„Gibt und Tobi!“ zürnte sie, und die dunkeln Augen sprühten Feuer, die Lippen preßten sich zusammen, und der kleine Fuß stampfte ungebüldig, wild den Boden.

„Und jetzt gerade — jetzt kommt der Brief, wo Georg — und ich kann nicht fort. Ohne Geld — ohne Paß, eine Frau allein mit ihrem Kinde. An den Städten darf ich rütteln, an den Städten, die mich halten, und meinem Jorn darf ich Luft machen, heimlich — heimlich, daß es Niemand hört, und das ist Georgine — das ist die tüchtige Reiterin — das ist die Frau, die ihr Schicksal nur deshalb an diesen Georg Bertrand fesselt, weil er noch tüchtiger war als sie, und die sich jetzt von ihm an den Pfahl spannen läßt, den Ader für das tägliche Brod als Bäuerin zu lodern.“ Ein leises Klöpfen an der Thür unterbrach sie, und rasch den Kopf danach umdrehend, rief sie: „Wer ist da?“

„Ich bin's“, sagte die Wirthschafterin, und zu gleicher Zeit verfuhrte eine Hand die Thür zu öffnen, was jedoch der noch vorgeschobene Kiesel verhinderte.

„Was wollen Sie?“

„Ein fremder Herr ist da“, lautete die Antwort, „der erst nach dem Herrn Baron gefragt hat und dann die Frau Baronin zu sprechen wünschte. Er hat mir seine Karte gegeben, und ich habe ihn so lange in das Besuchszimmer geführt, aber es ist dort nicht eingezogen.“

Georgine ging zur Thür, schob den Kiesel zurück und nahm die Karte, die sie leise las: „Baron Hugo v. Silberglanz.“

„In des Herrn Barons Zimmer ist es noch warm“, fuhr dabei die Wirthschafterin fort, „aber da hinein durfte ich ihn ja doch nicht bringen, denn da liegen immer so viele Papiere herum,

und der Herr Baron hat's auch nicht gern.“

„Nein — versteht sich“, sagte Georgine, die Karte noch immer topfschüttelein in der Hand; „schiden Sie mir doch das Mädchen, daß es hier ein wenig aufräumt, und daß Sie dann zu dem fremden Herrn hinüber und bitten ihn, ein wenig zu verziehen — nachher bringen — Sie ihn hier in mein Zimmer.“

„Soll gleich besorgt werden, gnädige Frau“, sagte die Wirthschafterin, indem sie geschäftig nach ihrem Schlüsselbund griff, „und doch wohl ein bißchen Frühstück besorgen, wenn es ein alter Bekannter ist?“

„Frühstück? — Ich weiß es nicht — warten Sie damit, bis ich klingeln und danach verlangen werde — ich kenne den Herrn gar nicht.“

Die Wirthschafterin ging, und Georgine blieb in einem eigenen Zustande von Zweifel und Staunen zurück.

„Baron Silberglanz?“ sagte sie leise, „ist das nicht derselbe fide Mensch, der mich in *** mit seinem zudringlichen Wesen verfolgte, und was hätte den hierher zu uns geführt? So viel ich weiß, kennt ihn Georg gar nicht — und sollte er mich suchen? aber woher wüßte er, daß ich hier bin? — Ja, vielleicht ist er ein Bekannter des Grafen Geyerstein und bringt Aufträge oder Briefe von ihm.“

„Geyerstein“, sagte sie, sich auf die Sopha werfend und den Kopf in die Hand stützend, „dieser räthselhafte Mensch — ernst und kalt in seinem ganzen Auftreten, und doch so herzlich gegen Georg. Und sollten die beiden wirklich — doch welchen Grund könnten sie haben, es mir zu verheimlichen — mir, der Frau des Einen — aber in welcher Verbindung stehen sie dann zusammen?“

Das Hausmädchen kam herein, räumte die Stube auf und verließ das Zimmer wieder, während Georgine ihren Gedanken nachhing, bis sie durch Stimmen auf dem Gange zu sich selber gebracht wurde. Es war der Fremde, den ihr die Haushälterin zuführte.

„Bitte, treten Sie nur hier ein, Herr Baron; die gnädige Frau erwarten Sie schon.“

„Danke, liebe Frau“, sagte der Fremde, „ich finde mich jetzt schon zu recht.“ Und es klopfte leise an die Thür.

„Herein!“

Die Thür öffnete sich, eine elegant gekleidete, sehr schmächtige Gestalt, die den Paletot schon draußen abgelegt hatte, glitt herein und schloß sie augenblicklich wieder, und die feine, schwächliche Stimme des zierlichen Männchens sagte: „So habe ich mich nicht geirrt — Glück ist heute meinen Augen widerfahren, denn sie dürfen die holde Georgine, die Königin der Amazonen, wieder schauen. Gnädige Frau, ich lege mich nicht nur in der leeren Phrase Ihnen zu Füßen“ — und den Worten die That folgen lassend, hüpfte er auf Georgine zu, ergriff ihre Hand, die er an das zierliche Schnurrbartchen drückte, und ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder.

„Herr v. Silberglanz!“ sagte Georgine, die ihn jedoch mit der noch immer gehaltenen Hand emporhob, „das ist in der That eine Ueberschätzung — aber bitte — Sie vergessen, daß wir hier nicht in der Residenz, sondern auf dem Lande sind, und Sie es außerdem nicht mit der „holden Georgine“, sondern mit der Wirthschafterin, Baronin v. Geyeln, zu thun haben. Ich bedaure übrigens, daß Sie meinen Mann nicht zu Hause treffen, dem doch jedenfalls Ihr Besuch gilt.“

„Soll ich aufrichtig gegen Sie sein, schöne Frau“, sagte Herr v. Silberglanz, indem er aufstand, sich sein rechtes Knie mit dem Hute abwischte und den angebotenen Stuhl neben Georginen einnahm, ohne jedoch ihre noch immer gefasste Hand los zu lassen, „wollen Sie mein ganzes Herz offen, ohne ein Fünkchen Falschheit vor sich ausgelegt haben?“

„Ich bin kein Anatom, bester Baron“, sagte Georgine, ihm ihre Hand langsam entziehend, „und doch wäre es vielleicht von Interesse“, sagte sie lächelnd hinzu, „einmal das Herz eines so vollständig civilisirten Herrn genau studiren zu können, wenn man nur eben auch wüßte, daß man nicht angeführt würde.“

„Göttliche Frau...“

„Ich bitte Sie ernstlich, keine dieser überhöflichen Anreden mehr, wenn Sie wollen daß ich Ihnen länger zuhören soll. Sie wissen, daß ich jetzt in anderen Verhältnissen lebe — also, was wünschen Sie mir zu sagen?“

„Theuerste — gnädige Frau“, sagte Herr v. Silberglanz bestürzt, „Sie versehen mich nicht allein aus der besten Etlage aller meiner Himmel, nein, von einem ordentlichen Thurne hinunter. Ich kam mit so frühlichem Herzen...“

„Das zu verlieren Sie bis jetzt noch keine Ursache gehabt haben.“

„Sie geben mir neue Hoffnung!“ rief v. Silberglanz belebt. „So hören Sie denn — aber verrathen Sie mich nicht — daß ich keineswegs Ihres Gatten wegen — den ich gar nicht die Ehre habe persönlich zu kennen, sondern nur allein Ihre Wege hierher gekommen bin.“

„Meinetwegen?“ rief Georgine, mit Recht erstaunt. „Woher wußten Sie überhaupt, daß Sie mich hier treffen würden?“

„Durch Herrn v. Zühbig, den Sie hier gastlich aufgenommen.“

„Ich dachte mir, daß der Herr nicht würde schweigen können.“

„Er wäre mehr als grausam gewesen, hätte er es gethan. Aber er sagte uns mehr — er sagte uns, daß Sie sich, holde Frau, nicht glücklich in Ihren neuen Verhältnissen fühlen, und da — brach es mir das Herz; da konnte ich nicht widerstehen, ich mußte Sie auffuchen, mußte das selber von Ihren Lippen hören, und Ihnen meine Hilfe anbieten — im Falle Sie dieselbe gebrauchen wollten.“

„Aber woher wußte Herr v. Zühbig etwas Derartiges?“ fragte Georgine erstaunt; „ich habe mit dem Herrn nur im Beisein meines Mannes gesprochen, und keine derartige Klage ist über meine Lippen gekommen.“

„Und muß dem Menschenkenner nur Alles mit dürren Worten gesagt werden?“ fuhr Herr v. Silberglanz fort, „genügt nicht oft ein unbemerkter Blick, ein halb unterdrückter Seufzer, selbst eine verjögerte Antwort auf eine dahin zielende Frage?“

„Also aus reiner Theilnahme für mich sind Sie gekommen“, lächelte Georgine. Und wäre Herr v. Silberglanz wirklich solch ein Menschenkenner gewesen, wie er eben beschrieb, er hätte das halb höhnische Lächeln, das um die Lippen der jungen Frau spielte, verstehen müssen und nicht zu seinen Gunsten deuten können. So aber fuhr er mit seiner süßesten Stimme fort:

„Nur Ihre Wege, holde Georgine, die ganze Reise; nur deshalb, um von Ihren Lippen die Bekätigung zu hören, oder das Gegenheil zu erfahren und — selig in dem Bewußtsein, Sie glücklich zu wissen — wieder heimzufahren.“

„Und wie glauben Sie, daß mein Mann eine solche Einmischung in seine Rechte aufnehmen möchte?“ fragte Georgine, die indeffen aufgestanden war und die Thür geöffnet hatte, um sich zu überzeugen, daß die Wirthschafterin nicht mehr draußen stehe — aber der Gang war leer, und sie nahm ihren Platz wieder ein.

„Er ist verreist — ich bin ihm unterwegs begegnet“, erwiderte Herr v. Silberglanz rasch, er wird sogar, wie ich unten im Dorfe hörte, vor drei, vier Tagen nicht wieder zurückkehren.“

„Das ist allerdings so und hat sich zufällig getroffen. Sie aber mußten doch darauf rechnen, ihn hier zu treffen.“

„Ich habe Glück, gnädige Frau“, schmünzelte Herr v. Silberglanz, „wirdlich ganz schmähliches Glück, bei Allem, was ich anstreife, darauf verlass ich mich stets, und es hat mich noch nie betrogen. Außerdem kennt mich Ihr Herr Gemahl gar nicht persönlich, denn wenn ich Sie in *** aufsuchte, mußte ich es immer so einzurichten, daß er abwesend war. Aber es hätte auch nichts gemacht, wenn ich ihn wirklich zu Hause fand. Um irrend eine Anrede wäre ich nicht verlegen gewesen; konnte ich mich doch den ganzen Weg hierher darauf vorbereiten, und einmal hätte sich schon die Gelegenheit geboten. Sie allein zu sprechen; ich wäre wenigstens nicht eher wieder fortgegangen. So aber half mir mein altes Glück, und Sie können mir ungehörig Ihr Herz ausschütten.“

„Und wenn ich Ihnen nun einfach sage, daß sich jener Herr v. Zühbig vollständig geirrt?“

„Dann glaube ich es Ihnen nicht!“ rief v. Silberglanz schnell. „Ihr bleiches Antlitz, das sonst in Jugendfrische und Gefundheit geröthet war, sagt Nein. Ihre matten Augen, der wehmüthige, schmerzklüdenbe Zug um den Mund, das Alles spricht lauter, als Sie selbst bestätigen könnten, für meine Behauptung, und wollen Sie jetzt noch leugnen, daß ich Recht habe?“

„Und wenn Sie Recht hätten“, sagte Georgine bitter, „was könnten Sie mir helfen?“

„Was ich Ihnen helfen könnte?“ rief Silberglanz erstaunt; „ich liebe Sie — sehen Sie mich nicht so finster an, göttliches Weib — ich bin rein toll vor Liebe, sage ich Ihnen — nicht ruhen und schlafen habe ich können, wie ich gehört habe, Sie wären unglücklich — keinen Frieden hat's mir gelassen, bis ich im Wagen saß und zu Ihnen durfte. Und was ich Ihnen helfen kann? — Ich habe Geld — ich bin reich — mit Geld ist Alles zu ma-

chen in der Welt. — Was wollen Sie mehr?“

Georgine wandte den Kopf von ihm ab und biß ihre Unterlippe; ihr Stolz empörte sich gegen die Liebeswerbung dieses Menschen, und doch mußte gerade er — gerade jetzt, in diesem Augenblicke ihr nahen, wo ihre Fesseln sie ärger drückten als je. Sie fühlte dabei, daß sie ihrer Bewegung nicht länger Meister war — sie mußte Zeit gewinnen, und aufstehend ging sie zur Thür und zog die Glode.

„Was wollen Sie thun?“ rief Herr v. Silberglanz erschreckt, denn ein ähnliches Glodenziehen in solchem Moment bildete eine von den Erinnerungen seines Lebens, bei denen er gerade nicht mit Vorliebe weilt.

„Sie sind so weit gefahren“, antwortete Georgine ruhig, „ich kann Sie doch nicht ohne Frühstück lassen.“

„Aber ich gebe Ihnen mein Wort...“

„Es ist Alles vorbereitet — ich danke Ihnen vor der Hand für Ihr freundliches Anerbieten — lassen Sie mir Zeit, darüber nachzudenken.“

„Aber wenn Monsieur Bertrand zurückkehren sollte?“

„Sie meinen den Baron v. Geyeln?“

„Ja — gewiß — versteht sich — wenn der Baron zurückkehren sollte?“

„Sie sind ja um keine Ausrede verlegen“, lächelte Georgine. „Frühstück für den Herrn“, sagte sie dann laut, als die Wirthschafterin die Zimmerthür öffnete — „aber was ist denn, Sibille, Sie haben ja geweint?“

„Ach, denken Sie sich nur das Unglück, gnädige Frau“, sagte die Alte, sich die Thränen trocknend, „den armen Tobias unten im Dorfe haben sie eben aus dem Bache gefischt, in den er gestern Abend gefallen und ertrunken ist.“

„Den Tobias? Wer wußte das?“

(Fortsetzung folgt.)

Schwarze Truppen in der Bundes-Armee.

In das eigentliche Volkstheer der freiwilligen Milizen werden Regter nicht aufgenommen. Dagegen hat das stehende Heer 4 Regterregimenter (2 Infanterie- und 2 Kavallerieregimenter) aufzuweisen, die noch dem großen Bürgerkrieg gebildet wurden.

Bei Beginn des Bürgerkrieges waren von den Südstaaten die Regter zu allerhand Arbeiten für das Feldlager herangezogen worden. Als die Südstaaten immer mehr bedrängt wurden, beschloß ihr Kongreß am 13. März 1865, Regter als Soldaten einzustellen, also für die Aufrechterhaltung der Regterkaserne kämpfen zu lassen. Doch das ist es nicht, da kurz darauf die Reste des südstaatlichen Heeres sich ergeben mußten.

Alle südstaatlichen Regter, die durch Flucht oder Kriegsgefangenschaft in die Hände der Nordstaaten fielen, erhielten als „Kriegsgefangene“ ihre Freiheit. Seit Anfang 1863 wurden die südstaatlichen Regter für frei erklärt und in den Kriegsdienst der Union aufgenommen. Weist bewährten die Regter ihren alten Herren große Anhänglichkeit und blieben ihnen treu. Doch traten auch Tausende in das Unionsheer ein und kämpften für die Freiheit ihrer Rasse.

In seiner neuen Schrift „Die Regter in Nordamerika“ (Essen 1911) berichtet Moritz Schanz über die damaligen Erfahrungen der Union mit den schwarzen Truppen: Im Sommer 1862 organisierte General Butler das erste farbige Regiment für das Unionsheer in New Orleans, nachdem schon vorher General Hunter in South Carolina ein Regiment aus den Sklaven verlassener Güter gebildet hatte, das aber erst nach Erlaß des Gesetzes vom 1. Januar 1863 offiziell in Dienst gestellt werden konnte. Nach Erlaß der Emanzipationsproklamation wurde die Rekrutierung farbiger, hauptsächlich auf Frederik Douglass' Betreiben hin, in größerem Maßstab unternommen. Etwa 75 farbige wurden im weiteren Verlaufe des Krieges zu Offizieren ernannt. Im ganzen traten 178,975 farbige Soldaten in besonderen Regimentern freiwillig in die Armee ein; davon wurden 36,847 getödtet, verwundet oder vermisst. Die farbigen Truppen nahmen an 449 Gefechten, allerdings meist nicht an den großen Schlachten theil. Außer den altion Kämpfern lieferten die Regter weitere 150,000 Mann, die als Kraftfahrer, Köche und in den mannigfaltigsten anderen Diensten bei den verschiedenen Abtheilungen beschäftigt waren.

Die damals gebildeten besonderen farbigen Regimenter zogen ins Feld nicht nur mit dem Vorurtheil der Allgemeinheit gegen sich und unter der Gleichgültigkeit der Regierung, die ihnen anfangs, trotz bestimmter Zusagen, nicht einmal den gleichen Sold wie den weißen Soldaten zahlen wollte, sondern auch unter dem Druck der südstaatlichen Erklärung, alle gefangenen schwarzen Unionskämpfer zu

entlaufene Sklaven behandeln zu wollen.

Schon bei Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges gegen England von 1776 hatten sich viele Regter freiwillig zum Heeresdienst gestellt und kämpften einzeln oder in besondern Kompagnien tapfer mit.

Im allgemeinen, sagt Schanz, ist der farbige Regter Soldat, seine Eitelkeit läßt ihn mit Freunden den bunten Rock tragen, und als großes Kind zieht ihn Musik und Gleichschritt im Takt an. Desertionen sind bei den schwarzen auch heute noch seltener als bei den weißen Soldaten.

Heute stoßen die Regterregimenter bei den Weissen vielfach auf starke Abneigung. Reibungen sind nicht selten. Schanz erzählt darüber in seiner Schrift: So rückten im August 1906 Unterofficier und Gemeine eines Regterbataillons in Brownsville, Texas, mit scharfer Munition aus und besaßen die Wohnungen der Bürger ihrer Garnison. Roosevelt wollte vorkommen, in Erfüllung eines von vielen Seiten schon lange gehegten Wunsches, sämtliche Regterregimenter aufzulösen, beschränkte diese Maßregel aber schließlich auf das schuldige Bataillon, um der republikanischen Partei die alte Anhänglichkeit und die Wahlstimmen der Regter zu erhalten.

Auch in San Antonio, Texas, kam es im April 1911 zu Weiterungen, als das nach der Mobilisierung an der mexikanischen Grenze auch dorthin berufene 9. farbige Kavallerieregiment sich weigerte, sich den demütigenden Bestimmungen zu fügen, wonach die Schwarzen in Eisenbahnen, Straßenwagen und auf Dampfzügen mit abgeordneten Räumen zu begnügen haben.

Da die nordamerikanische Bevölkerung den schwarzen Soldaten das Leben in den heimischen Garnisonen vielfach verleidet, so werden sie gewöhnlich in die Kolonien geschickt. In dem Krieg von 1898 gegen Spanien haben sie auf Kuba wie auf den Philippinen tapfer mitgekämpft, und die Union wird auf ihre Hilfe in etwaigen künftigen Kriegen ohne Zögern zurückgreifen.

Japan's Flottenrüstung.

Aus Tokio kommt die Meldung, daß das japanische Marineministerium beabsichtigt, in der nächsten Session vom Parlament einen außerordentlichen Kredit von 400 Millionen Yen zur Vergrößerung des Flottenbestandes für sieben Jahre zu verlangen. Die Meldung wird in der japanischen Presse lebhaft besprochen, da die Finanzlage sich noch immer nicht günstig gestaltet hat und auf dem Volke schon ein ungeheurer Steuerdruck lastet. Die Durchführung der angekündigten Flottenvermehrung würde aber weitere erhebliche neue Opfer verlangen, und da ist die Frage durchaus berechtigt, was die leitenden Staatsmänner in Tokio voranbrachten, mit ihren Forderungen trotzdem hervorzutreten. Dies wird in einem deutsch-japanischen Blatte folgendermaßen besprochen. Die Gründe ergeben sich aus der internationalen Lage, in die sich das ostasiatische Inselreich durch die Lockerung seines Verhältnisses zu England und den wachsenden Gegensatz zu den Vereinigten Staaten gestellt sieht. Die Folgerungen daraus sind einfach und klar: Japan muß sich auf den Riesenkampf rüsten, den es voraussichtlich mit der amerikanischen Union um die Vorherrschaft auf dem Stillen Ozean auszufochten haben wird. Mit Rußland hat Japan seine Rechnung beglichen und sich in der Manchuurie mit ihm geeinigt, es kann also doppelte Anstrengungen machen, um dem Feinde der Zukunft zur See gewachsen zu sein. Die Amerikaner sind bekanntlich auch nicht unthätig und der Panamakanal macht so große Fortschritte, daß mit seiner Fertigstellung nach Angaben des Präsidenten Taft schon zum 1. Juli 1913 gerechnet werden darf. Ist er vollendet, so finden die Chancen der Japaner in einem zukünftigen Kriege mit den Vereinigten Staaten sehr beträchtlich und wir glauben deshalb, daß die Japaner gar nicht erst so lange warten werden. Ihr aggressiver Charakter scheint vor Präsidentenwahlen nicht zurück; auch gegen die Russen haben sie seinerzeit losgeschlagen, ehe die sibirische Eisenbahn vollendet war. Die neue Fortsetzung von annähernd einer Milliarde zur Verstärkung ihrer Flottenrüstung zeigt, daß die Japaner aufs Ganze gehen und trotz der finanziellen Lage ihr Laufen davon zu zweifeln, daß das Parlament die geforderten Summen bewilligen wird. Jedenfalls wirkt die Meldung ein charakteristisches Schlaglicht auf die internationale Lage im fernsten Osten und auf gewisse Befürchtungen und Absichten der Japaner, die zwar nicht neu sind, aber durch die Nachricht von der geplanten Flottenvermehrung eine deutliche Verstärkung erfahren. Wir sind begierig, welche Wirkung sie in Amerika haben wird. — Die Antwort darauf lautet einfach: Bereit sein ist Alles.